

(Nachdruck verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

3) Roman von J. S. Rosny.

Autorisierte Uebertragung von M. v. Verthof.

Es folgte ein kurzes Schweigen. Und Guy wiederholte sich ganz leise, mit schneidender Ironie „verspricht nie etwas Leichtsin“, während die Bilder seiner Gläubiger an seinem geistigen Auge vorüberzogen. Trotzdem war er gerührt. Er fühlte, daß dieses junge Mädchen wirklich Vertrauen zu ihm hatte, und der Gedanke, vor ihren Augen zu Fall zu kommen, war ihm nur um so bitterer.

Er stand schnell auf und ergriff die Hand, die Madame Montcaur ihm mühsam entgegenstreckte.

„Also, es ist abgemacht, für morgen früh! Zwei Köffel Chloral, wenn ich bitten darf, für den Fall, daß Sie heute Nacht nicht schlafen könnten.“

Das junge Mädchen begleitete ihn bis zur Glashür. Gleichzeitig streckten sie die Hände aus, um nach der Kante zu greifen und das brachte eine gewisse Kollision hervor. Zwei Sekunden lang blieben ihre Hände vereint. Sie errötete, ihre Augen begegneten sich, ihm schien es, als sei sie wirklich bewegt.

Auf der Straße dahingehend, dachte er mit Herzklopfen daran. Gewiß, die Leichtigkeit, mit der ein junges Mädchen errötete und mit großen Augen blickte, hatte nicht viel zu sagen. Aber in seinem Glend erweckte es die Vorstellung einer bedeutungsvollen Möglichkeit. Wenn ihm nur zwanzigtausend Frank zur Verfügung stünden, um seine Schulden zu bezahlen!

„Ach, das Geld! Dieses leidige Geld!“

„Das Geld ist etwas Wunderbares!“ murmelte er, rasch vorwärts schreitend, vor sich hin. „Es ist ein herrlicher Zauberer, eine auserlesene Fee.“ Jetzt war er auf der Rue de Penthièvre angelangt. Sein verrückter Patient wohnte im dritten Stock eines ziemlich alten Hauses, dessen Stiegenhaus eigentümlich nach dem Stall roch.

Ganz in seine Gedanken versunken, bemerkte Guy nicht, daß die Thür, vor der er still stand, nur angelehnt war. Zerstreut zog er die Glocke und als deren heiserer Ton verklungen war, fand er es durchaus nicht merkwürdig, daß sie dem Druck seiner Hand nachgab.

Er kannte Charles Plessis, wußte, daß er seine Aufwärterin fast immer gleich nach dem Diner wegschickte und dann selbst die Thür öffnete. Umsonst hatte ihn der Doktor beschworen, stets jemand in der Wohnung bei sich zu haben, der alte Mann ging doch nur seinem Kopf nach — er wollte die Nacht über allein sein. Diese Manie, die bei alten Junggesellen oft genug vorkommt, war bei ihm unausrottbar. Er hätte vielleicht nachgegeben, wenn er gewußt hätte, daß ihm ein plötzlicher Tod drohe, aber diese Art vertraulicher Mitteilung machte Gerbeline keinen Patienten nie. Für Plessis, der leidenschaftlich am Leben hing, wäre es ein fürchterlicher Schlag gewesen. Was nun die Diebe betraf, so fürchtete der gute Mann sie nicht. An die glaubte er nur bei andren und darin hatte er große Ähnlichkeit mit vielen Leuten, die sich gewissermaßen gegen Diebstahl gefeit glaubten. Es ist wahr, daß er nach neun Uhr abends nur seinem Arzt die Thür öffnete, dessen Läuten zu erkennen er sich stets rühmte, oder etwa dem Telegraphenboten, mit dem er durch das Guckloch verhandelte.

Wenn Guy nicht erstaunt war, daß die Thür nachgab, so war es er um so mehr, als er den dunklen Korridor betrat. Er dachte gleich, die Aufwärterin habe die Thür entweder zu leicht oder zu stark zugemacht, das Schloß war nicht zuverlässig. Was das Zuschließen betraf, so war dies Sache des Hausherrn. Etwas verlegen entschloß sich der junge Arzt, nochmals die Glocke zu ziehen. Niemand erschien.

„Sollte man ihn ermordet haben?“ dachte er.

Ein schwacher Lichtschein drang durch eine Spalte der inneren Thür. Guy klopfte wiederholt, ohne Erfolg.

Was thun? Sollte er den Hausbesorger rufen? Damit lief er Gefahr, den Greis zu beunruhigen, der aller Wahrscheinlichkeit nach eingeschlummert war.

„Schließlich werde ich ja erwartet,“ dachte Gerbeline und faßte einen Entschluß. Er drückte leise an der Thürklinke und warf einen Blick hinein, indem er zugleich rief:

„Ich bin's, ich habe die Thür offen vorgefunden . . .“

Das Schauspiel, das sich ihm darbot, verschönte jedes weitere Bögen: Plessis lag am Fußboden hingestreckt, das Gesicht aufgedunsen, aus der Schläfe blutend, mit jenem leeren Ausdruck der Augen, der auf den Tod oder auf eine sehr tiefe Ohnmacht hindeutet. Eine kleine verhängte Lampe erleuchtete einen Raum, der ganz phantastisch von Möbeln, Schachteln, Uhren, Büchern und Statuetten, Kleidern, Geschirren, Eisenwaren, Schreibzeugen, Kästchen, uneingerahmten Bildern, Bronzen, Stoffen und Zinnsachen erfüllt war. Es war eher die Höhle eines Trödlers als die Wohnung eines Sammlers.

Charles Plessis hatte seinen Neigungen nach etwas von beiden. Er kaufte, was ihm in den Weg kam, aber stets das Wertlose (die teuersten Gegenstände seiner Sammlung hatten ihn nicht mehr als fünf Frank gekostet), und unermüdet tauschte er die Sachen gegen andre ein, je nachdem sie ihm der Zufall in den Weg brachte oder eine Laune ihn leitete. Man konnte nicht sagen, daß er nicht gewissen Dingen den Vorzug gab. So liebte er die armseligen, abgenutzten Gegenstände ohne Schwung, ohne Glanz, ohne Grazie, als lebte in ihm ein unbewußtes Mitleid, eine eigentümliche Verbrüderung mit diesen Dingen, die nach seinem Ebenbilde gemacht zu sein schienen.

Der Greis hatte eine lange, schwächliche Gestalt. Das herbostehendste in seinem Gesicht war eine Nase, die wie ein Storchschnabel aussah und über der zwei gelbe, alberne Augen saßen, die an Laternen mit blinden Augen erinnerten. Die niedere Stirn verlor sich alsbald unter den rauhen Haaren. Der Körper bestand aus bläulichen Fleischstücken, die sich an ein so leichtes Gerippe schmiegen, daß der Mann trotz seiner Schwäche und seines Herzeleidens ganz gut gehen konnte. Charles Plessis hatte trotz seiner Berrücktheiten eine ganz normale Intelligenz, doch die Zahl seiner Ideen stand im Verhältnis zu der Gebrechlichkeit seiner Knochen. Diese geistige Armut trug gewiß zu seiner Erhaltung bei.

Seinem Stand nach war er ein Privatier, ein Mann, der von seiner Altersrente lebte, und seine Stellung schien eine ganz genau präcisierte. Da er mit gar keinem Kreditinstitut in Verbindung stand, schrieb man ihm kein besonderes Vermögen zu, außer den Revenuen, die ihm von zwei Versicherungsgesellschaften zufließen. Er behauptete, gar keine Verwandten zu haben und empfing auch keine Besuche. Und ganz im Gegensatz zu den Voraussetzungen, die man gewöhnlich an alte Junggesellen zu knüpfen pflegt, die in ihrer äußeren Erscheinung vernachlässigt sind und unrasiert umherlaufen, schrieb man ihm keinen verborgenen Schatz zu.

Der Hausmeister wie die Bedienerin hätten darauf geschworen, daß es so sei; aus den Erzählungen des alten Mannes selbst schöpften sie ihre Ueberzeugung. Seit zehn Jahren hatte er nicht aufgehört, seine Sammlung zu loben und sich zu beglückwünschen, daß er seine Ersparnisse dafür verwende.

„Ich besitze hier Kunstgegenstände, die mehr wert sind als eine halbe Million!“ sagte er manchmal, wenn er seine Rede schloß.

Der Hausbesorger war wirklich nahe daran, es zu glauben, aber die Aufwärterin bezweifelte es. Das kam, weil sie vom Lande war, während er als alter Pariser die fabelhaften Geschichten des Sammlertums kannte!

„Das mußte ja eines Tages kommen,“ hatte Gerbeline vor sich hingemurmelt, als er Plessis auf dem Fußboden hingestreckt liegen sah.

Guy näherte sich dem alten Manne, als ein ganz ungewöhnliches Schauspiel ihn stillstehen ließ.

Seine Bewegung war so groß, daß es ihn selbst überraschte. Sie war hervorgerufen durch den Anblick der offenen Schublade eines ganz wurmstichigen Möbels, in dessen Fächern man eine Flut von Banknoten der verschiedensten Gattung schimmern sah, die ganz ordnungslos durcheinander geworfen waren.

Guy fühlte sich so überwältigt, daß er zunächst ganz betäubt daliegenden Mannes vergaß.

Die Kette von Ereignissen, die ihn bis vor diesen Schlag geführt hatte, zengte für jene merkwürdige „Fügung“, die so wunderbar und phantastisch ist, daß sie selbst die stärksten Geister abergläubisch zu machen vermag.

Wie oft machte es im Laufe der Jahrhunderte unter Milliarden von Fällen vorkommen, daß ein Verzweifelter sich vor eine so plötzliche, so deutliche, so logische Verjudung gestellt sah?

Dies die ganz außerordentliche Sorglosigkeit des alten Mannes nicht voraussetzen, daß er die genaue Ziffer seiner Erbarmnisse gar nicht kannte, und machte sein von Tag zu Tag schwächer werdendes Gedächtnis diese Voraussetzung nicht fast zur Gewißheit?

Sie brauchte nur den Arm auszustrecken, eine Handvoll dieser nichts verratenden Scheine zu ergreifen, und das Leben öffnete sich wieder groß und glänzend vor ihm!

Der helle Schweiß trat ihm plötzlich auf die Stirn. In der Heftigkeit seiner Begier glaubte er die Hand schon ausgestreckt zu haben, er war daher sehr überrascht, sie ganz regungslos zu finden.

„Und der Kranke?“ sprach er mit lauter Stimme, um seine Willenskraft neu zu befehlen.

Er beugte sich über ihn, hob ohne große Anstrengung den leichten Körper auf und trug ihn auf das offene Bett.

Dann gewann die Gewohnheit des Arztes die Oberhand und er begann dieses menschliche Uhrwerk zu studieren. Es war erbärmlich, außer Rand und Band. Von einem Schlaganfall getroffen, war zehn gegen eins zu wetten, daß dieses schwache Herz und diese brüchigen Blutgefäße ihre Arbeit nie wieder aufnehmen würden.

Sehr bleich richtete der Doktor sich wieder auf, da er merkte, daß der Zufall ihn auch weiterhin in Verjudung führte. Die äußerst geringe Möglichkeit, Pleßis wieder zum Bewußtsein zu bringen, hing ganz von seinem Willen ab. Es genügte zu warten und der Tod würde ganz von selbst eintreten. Wenigstens gab es hundertfache Gründe, es anzunehmen. Für jeden Fall war an eine Wiederherstellung nicht zu denken. Wenn Herbeline ihn verlöschen ließ, so lag darin nur ein Unterschied von Stunden und Minuten. Und dabei war es noch fraglich, ob es für den Kernstein nicht besser war, zu sterben, ohne wieder zum Bewußtsein zu kommen.

In wenigen Sekunden durchmaßten die Gedanken des Arztes weite Strecken. Fast gleichzeitig dachte er an den Diebstahl, an das Gesetz, an Fräulein Monteaux, an seine Schulden, an die Umstände, die Pleßis gerade vor die Schublade geführt hatten. Gewiß beabsichtigte der alte Mann, seinen durcheinander gewürfelten Schatz zu ordnen, oder wollte er ihn gerade berechnen, als er vom Schlage getroffen wurde?

„Ich müßte eigentlich den Hausbesorger rufen,“ sagte sich der junge Mann, „ich kann ihn doch nicht allein lassen — es ist Gefahr im Verzug.“

Er faßte seinen Entschluß und begann sich mit dem Kranken zu beschäftigen. Dieser schwache Organismus zeigte gar keine Neigung, wieder zu funktionieren. Das Herz blieb unbeweglich. Die weitgeöffneten Augen schienen gebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

tc. An der Ecke. Sie saßen im durchwärmten Erlerzimmer der ersten Etage. Von hier aus konnte man nicht nur die Straßenecken übersehen, sondern auch weit hineinblicken in die schmurgerade verlaufenden Häuserreihen. „Was man hier so den Tag über zu sehen bekommt, Du glaubst es nicht,“ versicherte Fräulein Zulchen ihrer Freundin Erna. „Deshalb ist hier auch mein Lieblingsplatz. Selten, daß ich mich da mal langweile. Jrgend eine Unterhaltung hat man immer.“

„Wunder schön,“ bestätigte Erna. „Man sitzt wie auf einem Ballon — mit Centralheizung. Ueberhaupt: Eure Centralheizung — großartig.“ Ein Seufzer bekräftigte den Satz. „Denkst Du, Mama kann sich von ihren altmodischen Defen trennen? Es ist nicht gemüßlich ohne Kamin, behauptet sie.“

„Gott ja, die alten Leute!“ Zulchen lugte plötzlich scharf hinter. „Du, ist das nicht die Seifert?“

Erna brachte schnell ein Glas auf die Nase. „Natürlich ist sie das. Ich sehe nur das Kleid und den Hut. Dann weiß ich Bescheid. Was macht denn die — Prinzessin jetzt?“

„Ich glaube, sie giebt Klavierstunden. Ständ für Ständ fünf- bis sechzig Prentige. Ich sehe sie fast an jedem Tage mit ihrer Mappe hier vorbeivandern. Hat wohl Mittagspause icht, das arme Wurm.“

Paß auf, dort drüben in dem Hause verschwindet sie. Pribalmittagsstück für vierzig Pfemige. Ich hab' mal die Schilder studiert.“

„Richtig.“ Erna sah scharf hin. „Na, es ist weit mit ihr gekommen. Daß die sich nicht schämt. Wo sie aus so 'ner anständigen Familie ist.“

„Gott.“ Zulchen hob die Achseln. „Ihr Vater hat 'n unglücklichen Bankrott gemacht. Die Kinder müssen sich allein ernähren. Ist ja schließlich auch ganz ehrenwert. Wenn's auch mit der Prinzessin aus ist. Die spielt keine große Rolle in der Gesellschaft mehr.“ Es klang wie Genugthuung heraus.

„Gar keine Rolle spielt sie. Meinst Du denn, ein Mensch läßt sie noch ein?“ Erna ereiferte sich. „Hat sie uns nicht immer wie dumme Föhren behandelt? Mit ihrem niederträchtigen Lächeln! Dabei sämtliche Herren um sich herum — als ob andre sich nicht auch hätten sehen lassen können! Und jetzt?“ Erna zwang schlecht die Freude nieder. „Ich bedauere sie nicht.“

„Jetzt nehmen die früheren Verehrer ein Taschentuch vor die Nase oder sehen nach der andren Seite, wenn sie ihr begegnen. Tippen höchstens so oberflächlich an den Hut. Tag, Fräulein — na, so wie man sein Dienstmädchen grüßt. Ich hab's oft genug von hier aus beobachtet.“ Zulchen blies wieder hinaus und lachte auf: „Ach, da ist ja auch mein Cypres wieder.“

Die Hände in wollenen Handschuhen, marschierte an der gegenüberliegenden Straßenecke ein Dienstmann auf und ab.

„Sieh Obacht!“ Zulchen zählte: „Eins, zwei, drei, vier, fünf — kehrt! Er macht nie mehr als fünf Schritte nach einer Seite.“

„Drollig. Eins, zwei, drei, vier, fünf. Wirklich! Sieh mal, jetzt läßt er die Arme wie Windmühlenflügel gehen. Er friert.“

„Wie er auftrappst. Eins, zwei — kehrt! So spaziert das den ganzen Tag um die Ecke. Aber noch komischer ist die Gemüßfrau dort drüben an der andren Ecke. Erstens schon der Kopf, von dem nur die Nasenspitze zu sehen ist unter den wollenen Tüchern. Dabei schielen die Augen immer so verdächtig nach dem Schutzmann hinüber, ob er ihr nicht bald wieder Beine machen wird. Ueberhaupt: die Schutzleute! Mancher ist gutmütig und sieht sich nur immer das Asphaltpflaster an; andre lassen ihre Augen fortwährend drohend umhergehen. Na, aber nun sieh Dir mal die Gemüßfrau an! Jetzt hat sie sich Kaffee gelodet auf'm Spiritusbrenner und läuft mit dem Topf in den Händen spazieren. Die Hände wärmt sie sich. Ach Gott, nun pufst sie gar!“ Zulchen blies die Waden auf. „So.“

„Rein.“ Erna schlug ein helles Gelächter an. „Wie Du das nachmachen kannst. Das heißt, Du, der da hat aber auch Hunger.“ Sie wies hinunter zur Haltestelle der Straßenbahn. Auf den Stufen eines Wagens sah ein Wagenführer und verzehrte das Mittagbrot, welches seine neben ihm sitzende Frau soeben gebracht hatte. Die froststeifen Finger löfelten hastig aus einem braunen Topf.

„Heute giebt's Kohlstrüben mit Schweinebauch,“ belehrte Zulchen die Freundin. „Das Diner ist ziemlich einfach. Mitunter sind's aber zwei Gänge, mußt Du wissen. Dann istich er mit der Gabel drauflos wie ein Wilder. Hörst Du, es klingelt schon.“

Der Wagenführer stand an seinem Platz auf der Plattform, die sturzel in der Hand. Ein Blick, ein kurzes Nicken der Frau. Der Wagen polterte los.

„Daß die Leute alles aus einem Topf essen können,“ wunderte sich Erna.

„Die sagen sich: es kommt in einen Magen.“ Die Freundin lachte. Zulchen hatte schon wieder etwas Sehenswerthes entdeckt, das sie den „wandernden Turm von Pisa“ nannte.

Mit rotem Gesicht leuchtete ein Hausdiener dahin, auf seinem Rücken einen ungeheuren Stapel von Kartons, die durch ein grünes, sackartiges Tuch zusammengehalten wurden. Die Ripfel liefen in den Händen zusammen, welche sich krampfartig auf die Brust pressten. Bei jedem Schritt wankte die Last. Ihr Träger hatte große Mühe, sie und sich in der Balance zu halten.

Mit gespannten Blicken folgten Zulchen und Erna den Anstrengungen des Hausdieners, der mit seltsamen Windungen und Drehungen des Körpers den Stapel aufrecht erhielt.

„Jetzt bin ich aber wirklich neugierig, ob der Schlangemensch glücklich über den Damm kommt“, beunruhigte sich Erna.

„Parbaur!“ jubelte Zulchen und schwang die Faust. „Da liegt der Turm von Pisa!“

„Hulsaçons!“ schrie Erna. Ein Karton war beim Fallen aufgesprungen, gepreßte Filzbedel rollten auf den Straßendamm. Der Hausdiener stand ein Weilchen, wischte sich den Schweiß von der Stirn und sah wütend auf die zerstreuten Schachteln. Dann stapelte er mit Hilfe des Dienstmannes die Kartons von neuem auf.

„Eppres ist aus'm Takt gekommen.“ Zulchen schüttelte bebauert den Kopf. „Guck mal, wie er die Schachteln ansieht. Als ob er Finger aus Holz hätte.“

„Und die Gemüßfrau möchte auch am liebsten mit anpacken. Sieh bloß, wie bedauernd sie dasieht, die gute Seele.“

„Jadoch!“ Zulchens Stimme schnappte beinahe über. „Vielleicht hat 'ne Gemüßfrau auch 'ne Seele.“

Die Damen wollten sich ausschütten vor Lachen. Zulchen fand ihre Gesegtheit zuerst wieder und spähte von neuem nach allen Richtungen hinaus. Sie bemerkte nichts, woran ihr Humor sich hätte festhalten können. Und so kam sie noch einmal auf die Klavierlehrerin zurück. „Na, mit der Seifert! Du, im Grunde ist es doch

recht traurig. Mitunter, wenn ich hier so fike und sah sie vorüberwandern, krieg ich so was wie Angst.“

„Angst?“ Erna riß die wasserblauen Augen auf.

„Ja. Sieh mal: es kommt alle Tage vor, daß jemand aus der guten Gesellschaft verschwindet und da unten wieder aufsteht. Erst im Fraz, dann im Arbeitskittel. Wenn ich mir nun vorstelle, es könnte mir einmal so gehen wie der Seifert! Ich sollte mir mein Brot verdienen. Ich möchte es nicht anzufangen.“

„Ich auch nicht.“ Erna stimmte lebhaft zu. „Ja, was machten wir bloß?“

Sie sahen sich ein Weilchen an. Dann brachen sie in ein schallendes Gelächter aus: „Ist ja Wahnsinn.“ Und Erna zog die niedliche Uhr in den Rocktaschen: „Höchste Zeit. Mama wartet mit dem Diner. Nein, wie schnell mir die Zeit heute vergangen ist.“

„Bist Du wirklich schon gehen?“ Zulchen drückte auf einen Knopf. Das Hausmädchen brachte den pelzgefütterten Mantel und eben solche Ueberzüge des Besuches.

„Adieu, Zulchen. Ich bin bald wieder einmal da. An der Ecke hier — es ist wirklich furchtbar interessant.“ —

gz. Der edelste Apfel. Als die Krone aller Äpfel gilt der Calville. In unseren großen Städten werden allerdings unter diesem Namen auch Äpfel verkauft, die nicht der echten Sorte angehören. Diese ist in jeder Beziehung sehr anspruchsvoll und gedeiht in Deutschland nur unter ganz besonders günstigen Kulturbedingungen und bei der aller sorgsamsten Pflege. Die Kultur des Calville ist eigentlich auf die Umgegend von Paris und von Meran beschränkt. Und von diesen beiden Centren aus werden diese kostbaren Äpfel, von denen das Stück selten unter einer Mark verkauft wird, nach den verschiedensten Gegenden versandt. Auch am Rhein wird zwar die Calvillekultur versucht, aber hier hat sie doch mit Schwierigkeiten zu kämpfen und ein Meraner Züchter, A. v. d. Planitz, der theoretisch wie praktisch sich mit diesem Zweig der Feinobstkultur gleich intensiv beschäftigt, urteilt sehr pessimistisch über die Aussichten des Calvilleapfels am Rhein, wobei man diesem Manne wohl kaum Konkurrenzneid vorwerfen kann. A. v. d. Planitz hat die Kultur dieses edlen Apfels bis ins einzelne durchstudiert, er hat sich gewissermaßen ein eigenes System der Pflanzenernährung und Pflanzenbehandlung geschaffen, um dieser eigenjüngstigen aller Apfelsorten gerecht zu werden. In Meran liegt die Calvillekultur zum großen Teil in seinen Händen. Obwohl er, wie er jüngst in seinem Fachblatt schrieb, nur 17 000 Zwergobstbäumchen vom Calville besitzt, seine beiden Compagnons aber 37 000 und 60 000, so hat er doch meistens die größten Ernten, weil er der einzige sei, der die Calvillekultur halb versteht. Seine Compagnons verstehen sie zusammen zu dreiviertel. Andre Leute verstehen sie gar nicht.

A. v. d. Planitz zieht seine Calvilles in Sandboden bei reichlicher künstlicher Bewässerung. Schon deshalb ist der größte rheinische Züchter, der 15 000 Bäumchen kultiviert, aber Lehmboden hat und keine künstliche Bewässerung besitzt, im Nachteil. Der Hauptvorteil besteht aber in dem Meraner Klima. Hier kann der Apfel vom 1. September bis zum 1. November geerntet werden. Das ist für das Gewicht und den Preis der Frucht von ungeheurer Bedeutung. Denn der Apfel wächst vom 1. September bis zum 1. November. Denn der Apfel wächst vom 15. August bis zum 15. Oktober gerade soviel, wie vom 15. April bis zum 15. August. Der Höhepunkt des Wachstums liegt im September. Eine Frucht, welche am 1. September 130 Gramm wiegt, hat am 15. Oktober ein Gewicht von 205 Gramm. Sie kostet dann viermal soviel wie am 1. September. Der lange Sommer in Meran hat demnach für die Calvillezucht, die natürlich auch sehr viel Arbeit und Kosten verursacht, den größten Wert. Am Rhein ist der Sommer um vier Wochen kürzer und selbst die Mauern, an deren Südflecken der edle Apfel gezogen wird, können den rheinischen Sommer nur um 14 Tage verlängern. A. v. d. Planitz rechnet demnach für die Meraner Verhältnisse immer noch einen bedeutenden Vorteil heraus, der sich so ausdrücken läßt, daß Meran den Calvilleapfel um 40 Gramm schwerer und für den doppelten Preis verkäuflich macht. Der Calvilleapfel ist sehr empfindlich gegen Regen im Herbst und auch gegen kühles Wetter. Er hört sofort zu wachsen auf, wenn die Wärme nachläßt. Stellt sich Ende September oder Mitte Oktober Regenwetter ein, so wird der Meraner Calvilleapfel nicht mehr größer. Auch am Rhein hatten Regenperioden im Sommer das Wachstum des Calvilleapfels auf. Der hohe Preis dieser Frucht hat ja schon oft Obstzüchter verleitet, einen Versuch mit dem Calville zu machen. Und mitunter gelingt es ja auch, nach liebevoller Pflege während des ganzen Sommers einen schönen Apfel zu ernten. In diesem günstigen Falle ist die Elle aber länger als der Strom, und gewöhnlich hat man auch nicht einmal diesen bescheidenen Erfolg. Kleine, kirschgroße, von Pilzkrankheiten befallene Früchte machen sich über den Schweiß und die Hoffnungen des Züchters lustig. —

io. Die Geheimnisse des Vogelzugs. Die Britische Vereinigung zur Förderung der Wissenschaft hatte im vorigen Jahre einen zoologischen Ausschuss zur Förderung verschiedener wissenschaftlicher Fragen eingesetzt, und bei der diesmaligen Jahresversammlung ist bereits ein Bericht über die Beobachtungen erstattet worden, die seitens dieser Kommission über den Vogelzug gemacht worden sind. Zunächst sind die Eigenheiten des Flugs bei verschiedenen Vögeln studiert worden. An wilden Singvögeln wurden zwei Messungen während des Flugs angestellt und gefunden, daß bei diesen Vögeln $3\frac{1}{2}$ Flügelschläge auf die Sekunde entfallen, etwas weniger als bei der Krähe. Die

schwerfälligen Seetaucher oder Sturmen wurden über dem Rand einer Klippe segelnd angetroffen, was sehr überraschend war, weil diese Vögel ein sehr bedeutendes Gewicht und dabei kleine Flügel haben, was für einen Segelflug denkbar ungeeignet ist. Zu erklären möchte die Erscheinung dadurch sein, daß gerade ein außerordentlich heftiger Sturm blies, der den Vögeln wohl eine ungewöhnliche Tragkraft verlieh. In verschiedenen Vögeln wurden Bestimmungen der Fluggeschwindigkeit vorgenommen. Stare sah man nach Nistplätzen mit einer Geschwindigkeit von 65—75 Kilometer in der Stunde fliegen, jedoch lassen sie sich auf ihren gewöhnlichen kurzen Reisen während des Tages weit mehr Zeit; im ganzen scheinen die Stare hinsichtlich der Fluggeschwindigkeit mit den schnellsten Hausstauben vergleichbar zu sein. Schwärme kommen in ihrem mit bligartigen Wendungen durchsetzten Flug nur 25—40 Kilometer in der Stunde vorwärts, also weniger schnell als Krähen. Wilde Enten können auf nicht langer Strecke fast 80 Kilometer zurücklegen. Vielleicht der interessanteste Punkt der Untersuchungen betraf die Fluggeschwindigkeit von Hausstauben, die einige der hervorragendsten Flüchter zur Verfügung gestellt hatten. Bei einem Fluge von 12 Stunden Länge wurden von ihnen 53 Kilometer ständig durchgeflogen, bei einem Fluge von vier Stunden 58, bei einem solchen von einer Stunde 64, in zehn Minuten 77 und in einer Minute 84 Kilometer, auf die Stunde berechnet. Lämmler wurden oft innerhalb ihres Hofes 10 oder 12 Stunden ohne Unterbrechung in die Runde fliegend gesehen. Es ist möglich gewesen, die von einer Taube während des Fluges geleistete Arbeit annähernd zu schätzen. Sie ist ungefähr dieselbe, die jemand leisten würde, wenn er eine Leiter von 1000 Meter Höhe in 10 Minuten ersteigen würde, und es ist wahrhaft wunderbar, daß eine Taube solche Arbeit 10 oder gar 12 Stunden hintereinander ohne Rast, ohne Futter und ohne zu trinken zu leisten vermag. Damit übertrifft sie die Leistungsfähigkeit aller elektrischen Motore, aller gewöhnlichen Dampfmaschinen und auch fast aller Motorwagen.

Diese Untersuchungen über den Taubenflug haben auch für die Beurteilung des Flugs anderer Vögel ihre Wichtigkeit und beweisen die Möglichkeit sehr langer Wanderflüge der Zugvögel. Der zoologische Ausschuss hat weiterhin vier Fragen festgestellt: Warum sind die Flügelspitzen der Krähe beim Flug aufwärts gebogen, beim Kranich abwärts? Warum sind die Schwungfedern eines Krähensflügels von einander getrennt, so daß der Wind durch sie hindurchblasen kann, während die Schwungfedern eines Schwalbenflügels geschlossen sind, so daß der Wind nicht hindurch kann? Warum ist der Flügel einer Mauer- schwalbe lang und schmal, der eines Fajans kurz und breit? Warum ist der Schwanz einer Taube fächerartig gestellt, der einer Schwalbe gegabelt und der einer Elster in der Mitte am längsten?

Jeder, der zur Beantwortung dieser Fragen etwas beitragen will und kann, wird freundlichst gebeten, seine Beobachtungen und Ansichten dem betreffenden Ausschuss mitzuteilen. —

Theater.

Freie Volkshöhne (im Lessing-Theater): „Ein Verbrecher“. Schauspiel in fünf Akten von Sven Lange. — „Das Gute und das Böse trennt kein unabsehlicher Abgrund; der sogenannte Gute und der Böse wandeln immer so nah beisammen, daß sie einander bei den Händen fassen können“, sagt Otto Lindwig. Und weiter: „Nur ein Mensch, in welchem die Kraft ist, gut oder böse selber zu werden, kann ein Schicksal haben“. Die Bestätigung des ersten Satzes zeigt Sven Lange in seinem Drama auf. Der zweite Satz spiegelt sich in dem Titelhelden. Er besitzt die Kraft, böse zu werden. Er wird ein Mörder, halb mit Vorbedacht, halb aus dunklen, unbewussten Trieben. War dies Manco an moralischer Selbstzucht sein Schicksal, das ihn bis zu seiner That begleitete? Oder war es ein zufälliges Zusammentreffen von widerlichen äußeren Verhältnissen? Wegen eines Wechsels, den er augenblicklich nicht bezahlen kann, selbst wenn dieser von seiten des Besitzers nicht länger prolongiert wird, braucht noch kein Mann weder an sich zu verzweifeln, noch gar zum Verbrecher zu werden. Der Prokurist August Hansen begeht aber einen Mord mit nachfolgendem Raub. Der Anlaß hierzu kommt wieder von außen her. Es mag ja wahr sein, daß jeder Mensch ein Verbrecher werden kann, sofern diese Gelegenheit sich unter gewissen Lebensverhältnissen bietet. Dies Gewisse bildet hier der fällige Wechsel. Er ist Hansens Verhängnis. Sein Schicksal aber bildete er nicht, sondern vielmehr ist der Schwager Hansens lebendiges Schicksal. Wenn jener nicht den Darleher im letzten Moment noch förmlich angestiftet hätte, den Wechsel nicht weiter mehr zu prolongieren, wäre es doch anders gekommen. Die Motivierung ist hier sehr zweifelhaft. Warum fragt man sich, ist der Großkaufmann Lerche seinem Schwager Hansen so feindlich gesinnt? Weil vielleicht dessen Schwester Marie seine stillen Hoffnungen auf ihren Besitz zu Schanden gemacht? Nichts verrät der Dichter von solchen vorausgegangenem oder noch schwebenden Konflikten. Man ahnt sie allenfalls. Aber Ungewissheiten verdrängt ein Drama nicht. Wir wollen klar sehen, warum dies oder jenes so und nicht anders geschehen müsse. Wenn am Schluß Hansens Schwester den Schwager als den eigentlichen Schuldigen brandmarkt, so ist damit wohl etwas gesagt, was äußerliche, aber auch nur äußerliche Wahrscheinlichkeit abgiebt. Da müßte nun ein ganz anderes offenbart werden, nämlich der tiefere Grund, den, wie vorhin schon bemerkt, der Dichter nicht aufgezeigt hat. Dann, könnte man sagen, wäre der Schwager ein leidenschaftlicher Schurke, dann wäre er Hansens

Schicksal aus innerster Notigung gewesen und dann allerdings könnte man ihn auch als den eigentlichen Mörder ansehen, ganz gleich, ob die physische That von einem anderen verübt wurde. Der einzige Lichtpunkt des Ganzen ist doch vielleicht nur darin zu finden, daß Hansen, obwohl er weiß, daß der Schwager ihn als den Mörder niemals anzeigen wird, sich selbst dem Gerichte überliefern geht, und so sein Verbrechen sühnt, um frei von der Schuld zu werden. Das ist am Ende für einen Menschen, in dessen Seele immer das Gute gelebt und nur einmal das Böse Nacht bekam, ebenso selbstverständlich, wie an sich ewig alt und freilich auch ewig neu. Das Drama als solches hat aber rein gar nichts, das auf den Heimatsboden des Dichters schließen ließe. Es kann überall geschehen, weil der Vorwurf selber in unzähligen Hintertreppen-Romanen die eigentliche Handlung ausmacht. Der ganze vierle Akt zum Beispiel hat alle jenen Zugediensten in sich, die das „Schauer-volle“ in den Kolportageromanen beliebter, richtiger, beachtlicher Gattung so verwerflich erscheinen lassen, mit dem veröhnlichen Unterschiede allerdings, daß Eben Lange sich doch als Dichter bewährt, dem es noch gelang, an jenen gefährlichen Klippen vorbeizutommen, ohne gründlich zu scheitern. Ob aber die Bevorzugung von solchen oder ähnlichen Mordstücken, denen mehr die Gemüter niederdrückende als sie nachhaltig erhebende Elemente eigen sind, auf die Dauer gut zu heißen sei, ist erst noch die Frage. Mit der Darstellung konnte man zufrieden sein. Julius Ströbl gelang namentlich im vierten Akt die Verdeutlichung der Seelenangst des Mörders ganz vortrefflich. Zu Liebertreibungen hätte sich da manch anderer Schauspieler um des groben Effekts halber hingezogen gefühlt. Er dagegen folgte hier offenbar guten Vorbildern und blieb in künstlerischen Grenzen. Martha Altenberg bot als Marie eine von Accenten warmer Empfindung besetzte, höchst erfreuliche Talentleistung. Laura Heuser hatte Glück in der Erfassung des leichtschwingigen Heiters in ihrer Rolle; weniger vermochte sie die Moll-Töne zu treffen. Victor Barnowski spielte sich anfänglich mehr als temperamentvoller Bon vivant hinaus. Später allerdings gewährte er seinem Marcus Verbe, mehr äußerlich als innerlich, den zweifelhaften Gewinn, eine Schurkennatur zu scheinen. Julius Deppe gab eine trefflich untrifflene, dabei künstlerisch vertiefte Charakterdarstellung. Sein Rentier Engström war jedenfalls die beste, weil einwandfreiste Darbietung. Auf die Zuschauer schien der Mordakt den stärksten Eindruck zu machen. —

Musik.

Die „Freie Volkshöhne“ gab am Sonnabend einen „Offenbach-Abend“. Der zurückhaltende Zweifel, den wir manchmal angedeutet haben, ob nämlich die „Freie“ mit ihrer Bestrebungen nach einem Emporsiegen in der Musikpflege auf dem richtigen Wege sei, muß diesmal in eine direkt ausgesprochene Warnung übergehen. Erstens ist der Saal der Brauerei Friedrichshain einfach unmöglich, sobald es sich nicht um eine, jedermann in allen Ehren zu gönnende Vereinsunterhaltung, sondern um reine Kunst handelt; seine Abgelegeneit, sein Mangel an Musik und an Intimität, sowie insbesondere sein Vicararacter machen ihn dazu ganz ungeeignet. Zweitens darf sich das Publikum nicht so im Wege sein, daß schon das Hinein- und Durchkommen ein Kunststück ist. Drittens machen die Länge des Programms und noch mehr der Pausen das Ganze erst recht zu einem Gesellschaftsabend, also gerade zu etwas, das wir in anderen Kreisen immer bekämpfen, wenn es Musikpflege sein will. Und endlich viertens muß doch die „Freie“ sich einmal über die Ziele, die sie mit ihren Musikabenden verfolgt, klar werden. Ein glücklicher Griff da und einer dort (wenn einer nicht viel mehr ein unglücklicher ist) sind ja für sich sehr verdienstlich; aber wo hinaus? Was soll einmal eine Sonate, dann ein Offenbach und am Ende vielleicht gar die „Neunte Symphonie“, wenn auf ganz neuem, erst zu eroberndem Boden gearbeitet werden muß? Hier hilft nur ein auf längere Zeit planmäßig eingerichteter Vorhaben, und zwar auf Grund künstlerischer Ziele, nicht irgend welcher über die Kunst gestellter Ziele anderer Art.

Daß aller Anfang schwer, und die stille Arbeit der Beteiligten höchst dankens- und ehrenwert ist, wissen wir. Deswegen bringen wir denn auch die Klage, daß diesmal — sagen wir: ein wenig ungut gespielt wurde, nur anhangsweise vor. Wir konnten ohnehin von den bis gegen 1 Uhr hinausgezogenen Darbietungen nur den größeren Teil hören. Außerdem gab es anscheinend wieder manches Pech des letzten Augenblicks; und jener vorzeitige Eifer, der zum Verluste der Singakademie beigetragen hat, scheint nun auch der Vereinsleitung das Herzsicheres alles Nötigen zu erschweren. Noch dazu der Finanzpunkt in der Wahl bester Kräfte — denn nur das Beste genügt hier: kurz, die „Freie“ und ihre Hilfskräfte verdienen es, daß wir hier eine Einzelkritik vermeiden und selbst das verschiedenartige Gute, das es gab, lieber nur im allgemeinen betonen. Es handelte sich um drei einaktige Operetten und dergleichen aus Offenbachs früherer Zeit, die musikalisch seiner sind, als seine berühmten Traveestien. Dem Programm war eine Illustration nach dem Karikaturenkünstler Daumier beigegeben, mit dessen Bildern diese Traveestien zusammenhängen; und eine Notiz darüber aus der Feder eines Kenners (e. k.) ergänzte diese Beigabe. Aber was soll dies, wenn das Programm sonst gerade nicht diese Seite Offenbachs bringt? Und wozu gar noch zwei aus dem übrigen Offenbach herausgerissene Orchesterstücke? Das ist wieder jener Mangel an Bestimmung über das, was man

eigentlich will. Ohne sie müssen die besten Bemühungen sich ver-splittern, und die Sache einer neuen socialen Kunstpflege trägt den Schaben.

Schwer ist es allerdings, auch nur einen Plan für diese neue Arbeit zu entwerfen; doch es muß versucht werden, und immer noch lieber in einer ganz bestimmten, wenn auch nicht fehlerfreien Weise, als in der des Herumtappens. Vor allem fragt es sich, ob man wirklich Musik haben will, Musik, wie sie liegt und steht. Es scheint uns, daß dabei die intimeren Arten der Tonkunst, in Darbietungen, die auf das zu stehende Ziel hin eingerichtet sind, nicht fehlen dürfen. Daran dachten wir, als wir in der vergangenen Woche wieder einmal zwei gute Kammermusikabende hörten. Das sogenannte „Frankfurter Trio“ (E. Friedberg, A. Rebner, J. Hegar) ist eine noch sehr junge Vereinigung, zählt aber zu den allerersten. Ausgenommen das etwas Weiblich-Pierliche, das ihrem Spiel anhaftet, tritt uns hier eine solche Verbindung von frischem Temperament und weicherer Gebiegenheit entgegen, daß man selbst an einem Brahms seine Herzensfreude haben kann — was viel besagt, aber darum noch keinen Vorschlag für die „Freie Volkshöhne“ involvieren soll. Wertwürdigerweise spielt das „Instrumental-Trio“ dreier Frauen (E. Bar-kowska-Fischer, M. Sauban, A. Mehdorf) um einiges robuster als jene Männer; und es leistet nicht so reich künstlerisches, daß man bereits den alten Zweifel an der Befähigung des Weibes zum Schaffen und Nachschaffen in der Musik aufgeben möchte. Die Wahl eines schematisch-nüchternen Klaviertrios von E. Schütt war kein Verdienst, die Hervorziehung eines von Fr. Smetana dagegen ein um so größeres, und die Mitwirkung der Sängerin Hedwig Kaufmann mit modernen Liedern, unter denen ein E. Behm hervorragte, eine interessante Ergänzung.

Die Frauenfrage in der Kunst ist eines der Dinge, mit deren Betreibung eine neue Kunstpflege noch viel schaffen kann. Und gerade auch von der Kammermusik mag ein gleiches gelten. Sie ist so ganz auf das angewiesen, was wir kurz die „reine“ Wirkung nennen wollen; in ihr hilft durchaus nichts Neuzerliches unredlicher Weise nach, und der Weg von ihr zu anderer Musik ist leichter zu finden als der umgekehrte. Ernst und Reinheit des Willens verlangt sie allerdings so sehr, wie kaum eine andre Art von Kunst. Fast man sie als ein Seitenstück zum mehrstimmigen, ob nun „gemischten“ oder nicht gemischten, Chorgesang auf, so gewinnt man auch einen ins Wesentliche führenden Eingang zu ihr.

Wenn wir diese Erwägungen zugleich mit dem Gedanken an die „Freie Volkshöhne“ aussprechen, so wissen wir, daß wir ihr dadurch ihr mühevolltes Leben erst recht mühevoll machen. Allein sie verdient diese Ehre, auch wenn ihr neuerlicher Abend — sagen wir: etwas migt war. —

Notizen.

- Emil Rosenows Komödie „Kater Lampe“ gelangte am Freitag in Köln (Altes Stadt-Theater), am Sonnabend in München (Schauspielhaus) mit Erfolg zur Aufführung. —
- Im IV. Philharmonischen Konzert (30. November) gelangt eine noch im Manuscript befindliche Ouvertüre von E. v. Reznicek zur ersten Aufführung. —
- Werner Alberti macht im Frühjahr eine Tournee in England. Für 60 Konzerte, in denen er meist Lieder von Hugo Wolf und Richard Strauß singen wird, erhält er 90 000 Mark. —
- Karl Wittgiebers zweiaktige Oper „Heimkehr“ fand bei der Erstaufführung im Kölner Stadt-Theater nur mäßigen Beifall. —
- Im Kasseler Königl. Theater wurde August Bewelers Märchenoper „Dornröschen“ (Text von Eschelbach) freundlich aufgenommen. —
- D'Alberts neue Oper „Tiefland“ erzielte bei der Premiere im Deutschen Landestheater zu Prag einen starken Erfolg. —
- Bei Kellers u. Reiner ist gegenwärtig eine Melchior Lechter-Ausstellung zu sehen. —
- Zum hundertsten Geburtstage Moriz v. Schwind's (21. Januar 1904) plant die Münchener Kunstlerschaft eine umfassende Ausstellung von Werken dieses Künstlers. —
- In der Löhnig kamen in diesem Jahre 37 586 Kilogramm Erdbeeren gegen 22 170 Kilogramm im Vorjahre zum Verkauf. Als beste Ernte der letzten 13 Jahre wird die des Jahres 1890 mit 47 015 Kilogramm genannt. —

Büchereinkauf.

- Gräfin Arkull: „Sonnensflug“. Roman. Berlin. F. Fontane u. Co. Pr. 6 M. —
- August Hauschner: „Kunst“. Roman. München. Albert Langen. —
- Jennie Sachs: „Scham. Die Geschichte zweier Ehen“. Roman. Berlin und Leipzig. Schuster u. Loeffler. —
- Franz Adam Beherlein: „Das graue Leben“. Roman. München. Albert Langen. —
- Laurids Bruun: „Der König aller Sünder“. Roman. Stuttgart. Ugel Zunders Verlag. Preis 5 M. —